

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 74.

Berlin, Donnerstag den 20. Juni

1844.

Rußland.

Neue Petersburger Skizzen von Treumund Wesp. *)

Der Verfasser der „Petersburger Skizzen“, die vor einigen Jahren in drei Bänden in Leipzig erschienen, hat sich veranlaßt gesehen, aus seinen Papieren nachträglich die Materialien zu einem vierten Bande zu sammeln, der unter obigem Titel das Licht der Welt erblickt hat. Daß Herr Treumund Wesp seitdem nicht von neuem die russische Hauptstadt besucht habe, möchte wohl Jeder voraussetzen, der die drei ersten Bände gelesen, die dem Verfasser wohl schwerlich die schmeichelhafteste Aufnahme bei dem Herrn Oberpolizeimeister und anderen hohen Sönnern der Skizzen-Literatur verschafft haben würden. In der That tragen auch fast sämtliche neue Skizzen das Gepräge eines älteren Datums, und nur zu dem ersten Kapitel, das eine sehr glänzende Apologie des Kaisers enthält, scheinen dem Verfasser neuere Mittheilungen zugegangen zu seyn, die — obwohl dies nicht ausgesprochen wird — augenscheinlich die Bestimmung haben, manche Urtheile und Angaben des Marquis von Custine zu widerlegen. Die übrigen Kapitel des neuen Buches sind hauptsächlich der Darstellung von Volksfesten und Lustbarkeiten der russischen Hauptstadt gewidmet, wie namentlich der Osterzeit in St. Petersburg, dem ersten Mai in Katharinenhof, der Brautschau im Sommergarten am Pfingstsonntag, der Herbstpromenade in St. Petersburg und der Newaweibe, also sämtlichen Jahreszeiten vom Eintritte des Frühjahrs bis zum Winter, und die launig und leicht, wenn auch mit einiger Nonchalance des Styls, hingeworfenen Skizzen werden eben so gern gelesen werden wie die in den vielverbreiteten drei ersten Bänden.

Etwas, das vielleicht nicht in diesen Band gehört, da es nichts weniger als eine Petersburger Skizze ist, hat uns doch am meisten interessiert, nämlich eine Betrachtung über den Brand von Moskau, die ein Beitrag zur Aufhellung dieses vielbesprochenen historischen Geheimnisses ist. Der Verfasser sagt darüber S. 309 seines Werkes:

„Durch genauen Umgang mit Zeitgenossen jener denkwürdigen Periode des Napoleonischen Unterganges, die schon damals in hohen Stellungen der Staatsverwaltung Rußlands sich befanden, ist es mir bis zur höchsten Evidenz klar geworden: daß keinesweges Koslofschin den alten Zarenitz Moskau anzünden ließ, noch eine anderweite, vorbereitete Anzahl verschworener Patrioten dies Weltereigniß vorsätzlich herbeigeführt, wie dies nachträglich russische Ruhmredneri vielfältig behauptete. Personen, die in den allervertrautesten und nächsten Stellungen zum Kaiser Alexander gestanden, versicherten mir: daß dieser Monarch nicht das Geringste von dem Brande im voraus gewußt, denselben aufrichtig beklagt habe und unter keiner Bedingung seine Zustimmung zu solch einem Beginnen gegeben haben würde. In der That darf man nur oberflächlich den Charakter Alexander's studiren, um sogleich das Vage der Behauptung eines Einverständnisses dieser Art einzusehen. Koslofschin selbst hat alle ihm gemachten Anmuthungen auf das klarste und bündigste widerlegt, obschon davon in Rußland, meines Wissens, wenig oder nichts veröffentlicht ist; denn anfänglich dachte Niemand daran, wegen zu großer Bedrängniß, und später ging es viel zu sehr drüber und drunter, als daß dergleichen hätte zur Sprache kommen können, bis man endlich darauf verfiel: das Ereigniß als ein Produkt des glänzendsten Patriotismus entweder geradezu hinzustellen, oder doch diesen Schein darauf ruhen zu lassen. Ich glaube fest überzeugt seyn zu dürfen, daß der Erfinder dieser Behauptung dem wahren Patriotismus entfernter als jeder Andere gestanden habe; denn dieser hat Thaten anstatt der Ruhmreden!

„Als ich einst bei einem russischen Vornehmen, dessen seltene Geradheit ich bewundern gelernt, diesen Vorfall zur Sprache brachte, sagte er mir mit dürrer Worten: „Was man Ihnen auch hierüber berichten mag, man hat alle Ursache, zu vermuthen, daß der diebeslustige, moskowitzische Pöbel eine zufällig ausgebrochene Feuersbrunst weiter verbreiten half! So viel ist sicher: es war kein Gedanke daran, daß russischer Seits ein offizieller Plan zu Grunde gelegen, die Stadt zu verderben, oder daß irgend eine angesehene Person an der Spitze gestanden habe; Koslofschin war so erschaut als wüthend über den Brand, dies darf ich Ihnen versichern, indem ich — wie Ihnen vielleicht bekannt ist — wohl davon hätte unterrichtet seyn können, ja müssen, wäre so etwas im Werke gewesen.“

„Diese Erklärung gewann an Wahrscheinlichkeit, je länger ich mich in Rußland aufhielt und je genauer ich das russische Städtewesen begreifen lernte. Wenn man betrachtet, welche große Menge Häuser noch jetzt in Moskau sich vorfinden; wenn man bedenkt, in welchem höherem Grade dies 1812 der Fall war; wie Holzgebäude in allen Stadttheilen und Straßen vorherrschten; wenn man gesehen: welche Verheerungen das Element, unter diesen Holzbauten, selbst in Petersburg schon anrichtete und noch anrichtet, obgleich dort die Lösch-Anstalten sehr prompt zu seyn pflegen, wenn der Kaiser bei dem Feuer erscheint, was stets der Fall zu seyn pflegt, sobald er sich in der Stadt oder in deren Nähe befindet; wenn man in Erfahrung gebracht: wie lau dagegen eben diese prompten Löschrichtungen gehandhabt werden, sofern der Monarch abwesend ist, und wenn man endlich den Fatalismus der Russen etwas näher kennen gelernt hat, so findet man gar nichts Ungewöhnliches oder Hervorgezuchtes in dem welthistorischen Brande.

„Moskau war 1816 von Allen verlassen, was zur anständigen Welt gezählt werden durfte; nur Pöbel, diese eigentliche Hauptbevölkerung russischer Städte, gegen welchen der anständige Theil jederzeit nur die Rolle des Appendix spielt; nur Volk oder Pöbel fand sich noch vor, als die Franzosen einrückten, und es ist in Friedenszeiten gar nichts Unerhörtes, von einem gelinden Brändchen sprechen zu hören, das ein stehhaftiges Publikum veranstaltete, wenn gerade Stodung in den übrigen Theilen der Praxis herrscht. Nun sehen diese Lieblingskinder Merkur's die Schelmi franzuski das Hausrecht überall usurpiren; was sollten sie warten, bis nichts mehr übrig war? Dazu kam noch, daß fast alle Polizei verschwunden war, die man gewöhnt ist, bei Feuersbrünsten lärmern, schreien, anordnen, fluchen, prügeln und stoßen zu sehen und zu hören, so daß ohne deren Spektakel man im tiefsten Frieden brennen lassen würde, was brennen wollte, vielleicht eben nur, weil ein Hauptingredienz aller Feuersbrünste fehlte und die Russen ohne dasselbe kaum recht an deren Existenz glauben würden. Fällt es doch mir schwer: die einfachste Straßenprügelei zweier Menschen in Petersburg für möglich zu halten, ohne daß mindestens drei uniformirte Polizei-Offiziere, vier bis sechs sehr bekannte Mitglieder der geheimen Polizei und ein höchst unschuldiger Budotsechnik (Straßenwächter) als Interuenienten dabei floriren.

„Ich bin fest überzeugt: trotz der vielen steinernen Häuser, gehörte — bei mangelndem Polizeispektakel — nur ein wenig günstiger Wind und die Abwesenheit des Kaisers dazu, um selbst das prächtige Petersburg in Asche zu legen; geschweige also Moskau in Kriegeszeiten, verlassen von der Polizei und von Allen, was zur vornehmen Welt gezählt werden konnte. Was in aller Welt könnte die niedere, meist aus Leibeigenen bestehende, Volksklasse noch heute in Rußlands Hauptstädten an den Besitz fesseln, woran sie keinen Theil haben soll? Der Mensch aber, welcher sein Leben im Kampfe gegen die Elemente wagen soll, um Besitzthümer zu beschützen oder zu retten, muß inniger ins Interesse gezogen seyn, als es der arme, gemeine Russe ist und war. Engere Bande, als die zwischen Herren und Knechten bestehenden, müssen vorhanden seyn, um das Volk aufopferungsfähig zu machen oder zu erhalten; denn wer ist es, dem bei Bränden die meiste Gefahr zu bestehen zugemuthet wird? Ist es nicht derjenige Theil des Volkes, auf welchem eben auch alle andere Gefahr und schwere Arbeit lastet? Je gelockter die Bande der Menschen nun sind; je mehr sie auf bloßes Mietlingwesen ohne herzliche Anhänglichkeit oder auf Leibeigenschaft und Sklaverei basirt werden, um so weniger dürfen die Bevorzugten im Falle der Noth mit Gewißheit auf Hingebung und aufopfernden, guten Willen rechnen. Häufige Feuersbrünste sind überall stets sichere Zeichen gesunkener Moralität, erschlafften Christenthumes, zerfallenen oder nicht stattfindenden Gemeinewesens! Die Beherrscher von Ländern, in denen Feuersbrünste an der Tagesordnung sind, mögen nicht allzu große politische Unternehmungen auf den guten Willen ihrer Unterthanen basiren; denn die treue Taube fliegt in den Flammentod, ehe sie ihr Nest im Stiche läßt, während der freche Spatz das Weite sucht, wenn Gefahr naht! Der Brand Hamburgs könnte uns viel lehren, wenn uns nicht die Zähsucht verblendete. —

„Der ärgste Anstän nur konnte behaupten: „Napoleon habe die Stadt anzünden lassen.“ Der Brand hat dem Manne zu viel Kopfweh gemacht, als daß er sich dies hätte selbst herbeiziehen sollen. Wohl möglich, daß die Zähsichtigkeit der Soldaten des französischen Heeres den ersten Ausbruch des Feuers verursachte, allein planmäßig geschah dies auf keinen Fall.

„Aber Wahrscheinlichkeit nach machte sich der Brand in Moskau, wie sich so viele denkwürdige Ereignisse zu machen pflegen, „zufällig“, wie man sich gern ausdrückt. Eigentlich aber und besser gesagt: „natürlich“; d. h. in Folge eines Zusammentreffens der Umstände, das den Ereignissen vollkommen angemessen

*) Schweidnitz, 1844. In Kommission bei L. Hege.

war. In diesem Sinne genommen, war allerdings der Brand vorbereitet; allein unwillkürlich und absichtslos.

„Hätten die zweifelsohne von Napoleon vor dem Ausbruche des Krieges nach Rußland gesandten Kundschafter sich genau vom Zustande des russischen Volkes, von den Verhältnissen seiner Vornehmen und von seinem Städtewesen zu unterrichten gestrebt, so würden sie ihrem Herrn das so unerwartete Ereigniß mit ziemlicher Gewißheit haben voraussagen können, und der ganze Feldzugsplan wäre ein anderer geworden; man hätte ohne Zweifel Petersburg forciert, um in näherer Verbindung mit dem verbündeten Deutschland zu bleiben; man würde Schweden die Hand gereicht haben, und das alte Moskau stände vielleicht heute noch, wäre noch mehr französisch, als es ohnehin der Fall ist. Jedenfalls würde Napoleon vor allen Dingen die Nothwendigkeit einer strengen, französischer Seite zu errichtenden Feuer-Polizei erkannt und sie ins Werk gesetzt haben. So aber waren es Franzosen, die nach Rußland gingen, im Bewußtseyn, daß sie dort nichts mehr lernen könnten; man amüßte sich, slog in den Gesellschaften umher, um sich russischen Wind einblasen zu lassen und denselben weiter zu befördern. Dem Kaiser, der von seiner Idee eingenommen war und ohnehin einer Opposition niemals viel Raum gab, kamen solche Facilitätsberichte eben gelegen, und anstatt sich in Zäumung des slythischen Rosses bei der Dame Geschichte Rath zu erholen und den zwar langsamen, aber sicheren Weg einer Küstenbesetzung einzuschlagen, ergriff er seine beliebte Maßregel des Zermalmens auf einen Druck.

„Erst als Moskau eingekesselt dalag und die große Kälte über das obdachlose französische Heer kam, begriff man russischer Seite, was man hätte veranstalten sollen und was das Geschick für die Russen gethan. Das Geschick aber befindet sich ganz in derselben Lage, wie in der Welt überall der Untergebene zum Höheren; die That verrichtet natürlich der Niedere, und fällt sie schlecht aus, so trägt dieser mit vollem Rechte die Schuld nebst Schande, Nachtheil und Zuehör, denn welches Ohr steht dem Unglücklichen offen? Gelingt aber die Sache, wer anders trägt den Ruhm, die Ehre, den Vortheil u. s. w. als der, welcher den Befehl gab? Ein Kind sieht ein, daß dies so seyn muß, und die ausübende Hand hat keinen Mund, ihren Antheil verteidigend wahrzunehmen, daher auch nirgend Ohren für Beschwerden. Unterseht sich gelegentlich eine Hand, Ohrfeigen anzutheilen, so findet man Mittel, ihr Zucht- haugeschmeide anzulegen, und das von Rechts wegen.

„Wie natürlich also, daß die Russen keinen Anstand nahmen: sich den Brand als Ergebnis kluger Voraussicht zuzuschreiben; so wie man, im Falle eines schlimmen Ausganges, sicher diesem Schicksalsstreich alle Schuld in die Schuhe geschoben haben würde. In Petersburg war man kurz nach dem Eintreffen der Nachricht von dem Brande ganz kopflos. Alexander war zu keinem festen Entschlusse zu bewegen, und erst, als die strenge Kälte anfang, dem Feinde ein arges Schwach zuzurufen, ermannte man sich, befah den Stand des Spieles und schritt tapfer zum „Matt“, so wie männiglich Muth bekommt, wenn der Feind den Rücken kehrt oder augenscheinlich schwach wird. Hätte man Moskau nach einem Plane angezündet, weshalb nach dem Brande noch Schwankungen: ob man wegen Frieden unterhandeln solle? Alle Zeitgenossen bezeugen und bestätigen die Ungewißheit in diesem Punkte! Napoleon durfte wissen, wie die Sachen am Hofe zu St. Petersburg standen, so hätte vielleicht ein rascher, drängender Abgesandter, wie etwa Caulincourt, einen glorreichen Frieden kurz nach dem Brande geschlossen, und man hätte diesen als Nothwendigkeit des Abschlusses angegeben. Napoleon war aber zu halsstarrig; seine Kraft war bereits im Sinken und bestand nur noch in einem Troge; die Hand des Höchsten schwebte über ihm wie einst über Nebuzadnezar und hatte die Geißel der Menschheit fahren lassen, weil sie vergessen, daß sie nur in dieser Hand etwas seyn konnte. Napoleon stieß die Leiter, auf welcher er seine Höhe erkriegen, das Volk, mit Füßen, gleich einem echten Emporkömmlinge!

„Wir haben alle Ursache, höchst vorsichtig in der Aufnahme von geschichtlichen Darstellungen zu seyn, die uns aus Rußland jederzeit gekommen sind; diese Vorsicht wird um so nöthiger, je jünger solche Darstellungen sind. Die Russen gleichen in Betreff ihrer Geschichte sehr den Franzosen und deren Memoirenschreibern. Letztere setzen sich am Schlusse ihres Lebens erst nieder, um zu schreiben, wenn die Zeit der Thaten vorüber ist. Großsprecher und Selbstschmeichler von Haus aus, schmücken sie ihre Handlungen auf das schönste aus, ohne es auf eine Hand voll Noten ankommen zu lassen. Sie sind durch viele Repetitionen ihrer Fiktionen, das Leben hindurch, vermaßen darinnen verrannt, daß sie selbst zuletzt für strenge Wahrheit halten, was nur ausgeschmückte Fabel genannt zu werden verdient. Namentlich ist ihrem Patriotismus nicht über den Weg zu trauen. Wenn wir Deutschen in der Regel hierin zu wenig thun, so gilt vollkommen der umgekehrte Fall bei Franzosen und — Russen!

Italien.

Philosophie und Politik in Italien.

II. Die Parteien. — Liberale; Absolutisten; Gibellinen; Belfen.

Abgesehen von den lokalen Rivalitäten, kann man vier Parteien in Italien zählen: die Liberalen, die Absolutisten, die Gibellinen und die Belfen, wenn wir mit den letzteren Namen die Anhänger Oesterreichs und des Papstes bezeichnen. Die zahlreichste Partei ist die liberale; die drei anderen können sie nur dann mit Erfolg bekämpfen, wenn sie sich vereinigen. Die liberale Partei ist zwar vollständig von den Staatsgeschäften ausgeschlossen, macht aber nichtsdestoweniger ihren Einfluß überall bemerklich. Seit ihrem Ent-

stehen durch die französische Revolution hat sie ihre Angriffe ununterbrochen fortgesetzt. Die Regierungen haben alle mögliche Mittel erschöpft, um sie zu unterdrücken, aber sich dadurch nur das Mißtrauen und den Haß der Völker zugezogen; die Verfolgungen schwächerten für den Augenblick ein, jetzt bewundert man die Märtyrer. Die Reste der Napoleonischen Partei, die große Majorität des Bürgerstandes, die gesammte Jugend, selbst die aufgeklärtesten Beamten, ein bedeutender Theil der Aristokratie und alle die einzelnen gebildeten Männer, denen die Regierungen unerbittlich jede Laufbahn verschließen, bilden diese täglich wachsende Partei, die nur auf eine Gelegenheit wartet, um loszubrechen. Trüge sie zu Neapel oder Piemont den Sieg davon, so wäre dies für das übrige Italien entscheidend. Sie hat ihre überspannten Mitglieder, die Republikaner; aber diese Fraction, welche der übrigen Partei vorausseilen will, schadet sich selbst durch zu große Hast am meisten.

Die absolutistische Partei ist der Kraft nach die zweite. Piemont, Neapel und Toskana sind vielleicht die einzigen Staaten, in denen das Volk noch einigen Enthusiasmus für die regierenden Dynastien bewahrt hat. Indes giebt es überall Rechte der Geburt, persönlichen Ehrgeiz, positive Interessen, und eben so überall bei den Massen einen Hang zur Trägheit, und bei den Reichen eine vage Furcht vor den Folgen der Revolution. Diese Ursachen, nebst der Gewohnheit und der passiven Gewalt des status quo, bilden immer noch ein bedeutendes Gewicht in der Waagschale der bestehenden Regierung. Der Absolutismus ist gehaßt, Niemand wagt, ihn zu verteidigen, und ohne Oesterreichs Hülfe könnte er sich auch nicht erhalten; doch giebt die Unbeweglichkeit der absoluten Regierungen denselben den falschen Schein der Festigkeit, und dies genügt, um eine Lage, welche schwierig zu ändern scheint, wenn nicht zu billigen, doch zu ertragen.

Außerdem giebt es eine gibellinische Partei, oder wenigstens eine österreichische Macht. Vergessen wir nicht, daß die Lombardei im 16ten Jahrhundert die spanische Herrschaft ohne sonderlichen Widerstand annahm. Im Anfang des 18ten Jahrhunderts ging sie eben so passiv an Oesterreich über. Sie war so vollständig zu Grunde gerichtet, daß sie selbst das Gefühl ihres Unglücks und ihrer Unabhängigkeit verloren hatte. Die Regierung Maria Theresia's und Joseph's II. verwischte die Spuren der spanischen Verheerungen. Die österreichische Herrschaft bekundete sich durch nützliche Einrichtungen und wurde bald in Italien heimisch. Weit entfernt, die Industrie zu bekämpfen, begünstigte sie dieselbe vielmehr; weit entfernt, die neuen Ideen zu verfolgen, hob sie mehrere Klöster auf. Sie brachte das Land vorwärts, zu großem Aergerniß der Bigotten; der Wiener Hof beschützte Beccaria gegen den Adel von Mailand. Die Revolution veränderte Alles; drei Jahre Republik verköschten alle Erinnerungen. Als aber Italien unter Napoleon's Hand gerieth, bildete sich aus Haß gegen die neuen Ideen und die französische Herrschaft eine österreichische Partei. Im Jahre 1814 gingen die Orthodoxen und der Adel den österreichischen Armeen entgegen und wünschten die alte gute Zeit Joseph's II. oder vielmehr Maria Theresia's. Oesterreich wußte alle Hoffnungen zu unterhalten, ohne sie zu verwirklichen. Trotz der Bitten seiner ergebenen Unterthanen, achtete es die Produkte der Revolution, ließ den Adel unter der Herrschaft des gemeinen Rechtes und die Geistlichkeit in dem Zustande, in welchem es dieselbe gefunden hatte. Dies Verfahren rechtfertigt nicht, erklärt aber die Macht der österreichischen Regierung. Piemont, Modena, Rom, Neapel unternahmen thörichte Gegenrevolutionen; Oesterreich hielt sich in den durch die Nothwendigkeit vorgeschriebenen Gränzen und benutzte alle Thorheiten. Bald erhoben sich Aufstände in Palermo, in Turin; die Lombardei wachte erschreckt auf. Die italienischen Fürsten waren der Gnade Oesterreichs anheimgegeben. Mehrere Regierungen überließen sich, von österreichischen Heeren unterstützt, blutigen Reactionen. In der Lombardei hatten die kaiserlichen Truppen kein einziges Gefecht zu liefern; die Verschwörer wurden verfolgt, aber ihr Leben gespart. Seit 1814 ist die österreichische Verwaltung stets dieselbe geblieben, unbeweglich, unparteiisch. Mit Ausnahme Toskana's, ist von allen Regierungen Italiens die Verwaltung Mailands und Benedigs am geordnetesten, am meisten von neuen Ideen durchdrungen. Die italienischen Fürsten fühlen auch ihre untergeordnete Stellung dem Kaiser gegenüber und finden sich gedemüthigt. Oesterreich kennt seine Macht, weiß, daß es den Fürsten unentbehrlich ist, und hat seine Pläne, die es beharrlich verfolgt; im Jahre 1814 hat es sich durch die Erwerbung Benedigs verstärkt, 1831 hat es sich den Weg nach Rom geöffnet. Unterdes übt es eine Art von Polizei in allen Staaten der Halbinsel aus, überwacht sie, verursacht retrograde Bewegungen, verhindert Zugeständnisse. Dadurch ist bei den italienischen Fürsten eine gewisse Rivalität entstanden, ein Widerwille, die Verantwortung für gewisse Handlungen auf sich zu nehmen, welche sie für unnütz halten, und eine geheime Hof-Opposition, die zwar ohnmächtig, aber doch vorhanden ist.

Diese Opposition bildet den Mittelpunkt der Partei, welche man die welfische nennen könnte. Rom ist bedroht, und die geistliche Anhänglichkeit an Rom zieht einige Fürsten in diese Reaction gegen Oesterreich. Wenn der König von Sardinien die Sache des Vaterlandes unterstützt, so thut er es nur deshalb, weil sie in seinen Augen mit dem Katholizismus zusammenfällt. Man begünstigt deshalb die Geistlichkeit und vermehrt die an sich unschuldigen Jesuiten, da sie brauchbar sind zur Ergänzung der Polizei, zur Bekämpfung der revolutionären Tendenzen und vielleicht auch zum Widerstande gegen Oesterreich. Ist Oesterreich liberal? Sicherlich nicht! Irreligiös? Noch weniger, aber es ist gibellinisch und bewahrt dem italienischen Katholizismus gegenüber ein gewisses Mißtrauen. Es hat die Erniedrigung Heinrich's IV. nicht vergessen; es verbietet, ultrakatholische Journale herauszugeben oder

von auswärts über die Gränze zu bringen; es verwirft den Obskurantismus de Maistre's, und selbst der Rosminianismus ist ihm verdächtig. Eben so wenig duldet es die Jesuiten; sie haben zwei Häuser in Wien, in denen das Volk schon zweimal Feuer angelegt hat. Dagegen bleibt es ganz unbesorgt bei Allem, was nicht direkt die Politik berührt.

III. Der Kirchenstaat. — Die Politik Italiens.

Es ist begreiflich, daß die Italiäner, an der Hülf Frankreichs und am Gelingen der Aufstände verzweifelnd, bei ihren schlechten geistlichen und weltlichen Regierungen, ihrem Lande zuweilen jene von Dante geträumte gibellinische Einheit wünschen. Die Gegenpartei weist diese Bestrebungen im Namen einer strengen Moral und der Religion zurück. „Das hiesige das heilige römische Reich in Italien wieder aufrichten“, ruft ein piemontesischer Schriftsteller aus, „das wäre thöricht; seydt ihr Jung-Gibellinen, so will ich Jung-Welfe seyn.“^{*)} Man weist auf die alte Obmacht des römischen Hofes und glaubt es ganz an der Zeit, dieselbe wieder herzustellen. Unbegreifliche Thorheit! Man muß das Römertum nach seinen Früchten beurtheilen. Die Gerichtshöfe, die Finanzen, der Staatsrath, die öffentlichen Aemter, Alles befindet sich zu Rom in den Händen der Geistlichkeit. Der Titel eines Prälaten öffnet alle Laufbahnen, er ist die erste Bedingung jeder politischen Existenz. Also, um in Rosmini's Sprache zu reden, die Leute ohne Familie und ohne Vaterland haben sich einer zahlreichen Bevölkerung bemächtigt, haben sich organisiert und sind durch nichts verhindert worden, die Folgen des Prinzipes, welches sie vereinigte, zu entwickeln. Die Kirche hat hinlängliche Zeit gehabt, sich auszubreiten und ihre Einrichtungen zu vervollkommen. Was ist die Folge?

Der Besitz, die Arbeit, die Kapazität, der Reichtum, die Industrie, die Wissenschaft, mit einem Worte alle Elemente, welche den Staat bilden, bewegen sich gegenwärtig vollständig außerhalb der Regierung. Die Aristokratie der Prälaten ist unveränderlich, unzugänglich, unerschütterlich geblieben: niemals wurde einem hohen Würdenträger ein Fehler zur Last gelegt: überdies sind die Würdenträger unabsetzbar, und selbst wegen schlechter Amtsführung kann ein Mitglied der *Quota* nur dadurch entfernt werden, daß man es befördert, d. h. zum Kardinal erhebt. Die Gesinnung der Klasse hat sich niemals auch nur einen Augenblick verändert; Galilei ist heute eben so geachtet wie vor zweihundert Jahren; die Inquisition veröffentlicht regelmäßig ihre Edikte; die Lehre, die Ceremonien, die Rechtshöfe, nichts hat sich verändert. Durch eine Verordnung vom 10. März 1834 verdammt die Inquisition zu Forlì die Refromantie, die Astrologie, die muhammedanischen und heidnischen Gebräuche, und die christliche Mutter, welche einem jüdischen Kinde ihre Brust reicht. Im Jahre 1828 verurtheilte der Kardinal Giustiniani, Bischof von Imola, die Gotteslästerer zur Durchbohrung der Zunge und versprach den Angebern zehn Jahre Ablass. — Gerade durch den Mangel des Familienlebens, welches durch seine Natur nothwendig in den Fortschritt und die Bewegung der Zeit gezogen wird, ist der römische Hof bis zum heutigen Tage auf dem Punkte stehen geblieben, wo er im 13. Jahrhundert war. Der Luxus, die Eitelkeit, die Verwaltung, die Ausgaben, Alles ist genau so geblieben, wie es in der Zeit war, als die Reichtümer Europa's und Amerika's nach Rom strömten. Die Welt ist fortgerückt, die Hülfquellen sind versiegt; da werden der Bevölkerung des Kirchenstaates die nothwendigen Summen ausgepreßt, und gerade der Besitz und die Familie wird die Beute der Regierung. Um die Kommunen gründlich auszubeuten, ernennet die Regierung die Verwalter derselben, und zwar wählt sie diejenigen, welche am servilsten sind und am wenigsten besitzen, folglich die Abgaben mit leichtem Herzen bewilligen, ohne sich um die Folgen der vermehrten Auflage zu kümmern. So besitzen die dreißig Räte von Faenza zusammen weniger Land als die beiden vom Rathe ausgeschlossenen Haupt-Grundbesitzer. Ueber den Kommunen steht der Provinzial-Rath. Auch dieser wird von der Regierung gewählt, sofern sie die Wähler wählt und ein *veto* für die ihr nicht gefälligen Kandidaten hat. Die Willkürigkeit dieser Provinzial-Repräsentanten ist unbegrenzt. Straßen, Kanäle, Häfen, alle Staats-Ausgaben fallen den Kommunen zur Last; der Staat macht sich frei davon, die Regierung regiert nicht. Je weiter man in der Hierarchie aufsteigt, desto größer werden die Mißbräuche. Die Regierung wird gehandhabt von zweiundsiebzig Fürsten, den Kardinälen, welche auf Staatskosten verhältnismäßig reich und prächtiger leben, als die Glieder einer königlichen Familie in einem monarchischen Staate. Favoriten, auch wohl Favoritinnen haben Einfluß auf die Besetzung der Aemter und auf die Staats-Unternehmungen; der Nepotismus ist keinesweges gestorben. (Schluß folgt.)

Frankreich.

Französische Bühnenzustände.

VII. Die Schauspielergehälte, der Bühnenluxus und die *Claqueurs*.

Die Forderungen der Schauspieler, die bei der Menge am beliebtesten sind, sind in unserer Zeit immer größer geworden. Kurz vor der Revolution waren 9000 Franken jährlich ein glänzendes Gehalt, welches durch Kabinetts-beschluß den ersten Subjekten der Oper gesichert wurde, und unter Napoleon

waren die Anspruchsvollsten mit 18 bis 20,000 Franken zufrieden: heute giebt es welche, die 30 bis 80,000 Franken jährlich erhalten. In der italienischen Oper bekommen mehrere erste Subjekte mehr als 40,000 Franken für sechs Monate und sammeln außerdem noch in den öffentlichen oder Privat-Konzerten, in denen sie singen, enorme Summen. In der *Opéra-Comique* begnügten sich vor 30 Jahren *Ellevion* und *Martin*, *Madame Scio* und *Rolandeau* mit 25 bis 30,000 Franken jährlich; heute bewilligt dasselbe Theater Gehalte von 40 und 60,000 Franken. Die ausgezeichneten Künstler, die ehemals die Zierde der *Variétés* bildeten, erhielten 6000 Franken, eben so viel diejenigen, welche die Menge nach dem *Baubeville*- oder den *Melodramen*-Theatern zogen. Heute verlangt ein erstes Subjekt 30 oder 40,000 Franken. Die Gehalte der Schauspieler zweiter Klasse, die ehemals 3 bis 4000 betrug, sind auf 8, 10 und 12,000 gestiegen. Dieselben Erscheinungen zeigen sich in der Provinz. Man kann im Allgemeinen sagen, daß die Gehalte der ersten Rollen doppelt so groß geworden sind als vor 30 Jahren. Die Sänger besonders beuten den musikalischen Fanatismus unserer Zeit mit Erfolg aus. In den Städten von einiger Bedeutung sind mittelmäßige Stimmen kaum mit 25,000 Franken zufrieden.

Diese renommirten Schauspieler, die man so theuer bezahlen muß, geben nicht immer eine unfehlbare Bürgschaft des Erfolgs. Es giebt ein anderes Anziehungsmittel, das jetzt in großem Maße angewendet wird: das ist der Luxus der Decorationen und der Bühnenpomp. Unter dem Vorwand, die Lokalfarbe treu wiederzugeben, macht man aus der Bühne ein blendendes Panorama; man spricht zu den Augen dieses Publikums, dessen Herz man nicht mehr zu rühren weiß. Obwohl der Preis der Plätze, mit wenigen Ausnahmen, nicht gestiegen, ja mehrere Unternehmungen die Nothwendigkeit erkannten, ihn herabzusetzen, sind doch die Kosten der Inszenierung fortwährend in die Höhe gegangen. Der Schneider, der Maler, der Maschinist, die *Figuranten* erheben eine enorme Steuer von den Theatern. Man versichert, daß die Oper 93,000 Franken bei der Aufführung der „*Jüdin*“ und 54,000 für „*Dom Sebastian*“ ausgegeben. Das *Ambigu* hat für das *Festin de Balthasar* 30,000 Franken, die *Porte-Saint-Martin* für die „*Tausend und eine Nacht*“ 45,000 Franken verbraucht. Man könnte noch andere Thorheiten aufzählen. Die jährlichen Ausgaben der *Comédie-Française* für Kostüme, Decorationen und Material haben sich um 40,000 Franken vermehrt, seitdem das sogenannte „*moderne Drama*“ aufgefunden ist. Es ist der Mühe werth, diese Progression durch einige Zahlen zur Anschauung zu bringen.

Aufführungskosten

bei dem alten System.	bei dem neuen System.
Tragödie.	
Die <i>Templer</i> 3,270 Fr.	Ohne Prämien (für das Manuscript). Heinrich III. 11,392 Fr.
<i>Sylla</i> 7,683 -	Der Mohr von Venedig . 15,370 -
Komödie.	
Zwei Schwiegeröhne . . . 2,630 Fr.	Fernani 18,518 -
Schule der Alten 3,332 -	Mit Prämien. Ludwig XI. 22,716 Fr.
	Die Söhne Eduard's . . . 11,845 -
	Angelo 26,755 -
	Caligula 43,811 -
	Die Popularität 12,741 -

Doch sind in dieser Beziehung bei der *Comédie-Française* in den letzten Jahren Reformen gemacht worden. So sind für glänzend ausgestattete Stücke, wie das *Glas Wasser* und die *Hochzeit* unter Ludwig XV., die Ausgaben auf 8—9000 Franken reduziert worden, wobei selbst die Prämie schon mitgerechnet ist.

Ein anderer Kontrast, der nicht zum Vortheil unserer Zeit ausfällt, ist folgender. Zu jener Zeit, wo die Inszenierung eines neuen Stücks so wenig kostete, waren die ersten Vorstellungen eine aufrichtige Berufung an das Urtheil des Publikums: alle Freunde des Theaters, Leute von gewissenhaftem, einsichtsvollem Urtheil oder auch Enthusiasten, kamen hier zusammen und bezahlten auch ihren Platz. Die Folge davon war, daß selbst ein mittelmäßiges Stück die Kosten des Theaters bei der ersten Aufführung deckte. Dies ist jetzt anders. Sey es, daß die Schriftsteller den Grundsatz haben, dem Publikum, dessen Verachtung sie affektiren, ihre Werke aufzubringen, oder daß die Administrationen Bedenken tragen, das Schicksal eines Stückes, für welches sie große Auslagen gemacht, unparteiischen Richtern preiszugeben, genug, man setzt sich ein Auditorium von gefälligen Freunden, die nicht bezahlen, und von Beifallklatschern, die selbst bezahlt seyn wollen, zusammen. Es wäre von Interesse, den Ertrag der ersten Vorstellungen in früheren Zeiten und unter dem Einfluß unserer neuen literarischen Gewohnheiten zu vergleichen. Man würde bemerken, daß damals Stücke, die nicht gefielen, bei der ersten Probe zwei- oder dreimal mehr brachten als die, welche sich heutzutage dem Publikum durch den Namen ihrer Verfasser vorzüglich empfehlen.^{*)}

Auch die meisten Schauspieler bedürfen einer solchen Aufmunterung: sie zweifeln ohnehin an ihren Kräften, und das verachtende Stillschweigen des Publikums würde sie vollends entmutigen. Darum sind besoldete Beifall-

^{*)} *Le Speranze dell' Italia* vom Grafen Balbo; ein förmliches Manifest gegen Oesterreich, vom Gesichtspunkte des Züriner Hofes aus, abgefaßt von dem edelsten und ritterlichsten aller Wesen. Balbo will die Türkei an Oesterreich geben, Polen an Preußen, oder umgekehrt Preußen an Polen; er glaubt, daß Frankreich und England sich vereinigen werden, um die Türkei, Rußland, Italien Oesterreich zu entreißen.

^{*)} Bei der *Comédie-Française* brachte die erste Aufführung der schwächsten Stücke immer 4 bis 5000 Franken in die Kasse, eine Summe, welche die Kosten der *mise en scène* gleich am ersten Tage deckte. So brachte der *Hercule au Mont Oeta* (1787) 4680 Fr., *Montmorency*, eine im Jahre 1800 gespielte Tragödie, 3591 Fr., der „*liebendwürdige Greis*“ (1801) 4226, der *Tod Heinrich's IV.*, Tragödie, (1806) 5608 Fr. Heutzutage bringen große Werke von unbestrittenem Verdienst selten 2000 Franken.

Klatscher, welche die Heiterkeit oder den Enthusiasmus spielen, um den Saal zu beleben und den Schauspieler anzufeuern, eine traurige, aber notwendige Zugabe jeder dramatischen Aufführung. Das Publikum selbst sieht es gern, daß man ihm bis zu einem gewissen Grade Gewalt antut und es aus seiner Apathie weckt. Aber man hat diesen Charlatanismus auf eine ungeschickte Weise gemißbraucht. Sonst urtheilte das Parterre in letzter Instanz; heute herrschen daselbst die claqueurs mit einer Unverschämtheit, welche die anständigen Zuschauer verschreckt. Der Chef, der diese Beifall-Maschinen leitet, ist eine wichtige Person. Wir haben einen Kontrakt gesehen, durch welchen eine solche Charge für Geld einem Anderen übertragen wird, wie die Praxis eines Advokaten oder Notars. Der Unternehmer verpflichtet sich, „Alles zu thun, was von ihm abhängt, um den neuen Stücken Succes zu verschaffen.“ Er muß „die Debüts der Schauspieler unterstützen und denen, die man ihm bezeichnen wird, zu Hülfe kommen.“ Dafür wird eine bestimmte Zahl von Billetten zu seiner Disposition gestellt. Man wird vielleicht glauben, daß die Unglücklichen, die den Binken dieses Entrepreneurs folgen müssen, für das Opfer ihres Abends bezahlt werden. Dem ist aber nicht so: sie zahlen vielmehr, um zu applaudiren. Es sind gewöhnlich Arbeiter, welche, um die in ihrer Klasse fast allgemeine Schaulust zu befriedigen, sich gern ein Billet für die Hälfte des Preises geben lassen und die andere Hälfte mit Klatschen bezahlen.

Nicht alle Claqueurs sind Abends im Theater. Andere werden außerhalb dafür bezahlt, daß sie die Stücke, nicht durch Trommeln mit den Füßen protegiren, sondern indem sie in den Anzeigen und Feuilletons ein Victoria anstimmen. Einige Directionen sollen bedeutende Summen in jährlichen Pensionen, Gratifikationen, Mahlzeiten, Geschenken ausgeben, um sich die Gunst der Publizität zu erhalten. Man muß von dem Publikum eine sehr traurige Meinung haben, um zu glauben, daß es sich von den ungeschickten Lobsprüchen, die ohne Ausnahme allen Neuigkeiten gewisser Theater gezollt werden, täuschen läßt.

Außer den Claqueurs und Journalisten hat noch eine kaum glaubliche Zahl von Personen jeden Abend unentgeltlich oder zu sehr niedrigen Preisen Zutritt zu den Theatern. Die Menge sucht sich selbst; man fühlt sich nicht wohl in einem leeren Saal. Darum vertheilen viele Direktoren Billets, die nur einen Frank kosten: als wäre die fremde Konkurrenz noch nicht genug, schafft sich das Theater selbst eine Konkurrenz. Andere Directionen achten noch zu sehr ihre Kunst, um einen Rabatt darauf zu setzen; sie vertheilen an schlechten Tagen mit vollen Händen die Billets an Jeden, der sie nehmen will. Man hat behauptet, diese Billets seyen eine Art von Lockpreise, um eine Menge von Zuschauern ins Theater zu ziehen, in welchen man dadurch das Bedürfnis nach dramatischen Erregungen weckt. Wir glauben eher, daß man die Schaulustigen so daran gewöhnt, sich dieses Vergnügens zu schaffen, ohne die Börse zu öffnen, und daß man den Genuß bei denen abstumpft, welche ihn so leicht für nichts erlangen können. Jedenfalls wird so eine bedeutende Summe dem Theater-Budget entzogen. Im Jahre 1830 und 1831 kam die Sache zur Sprache; die Verwaltung der Hospitäler ließ eineählung der an den Kontrol-Büreaus vorgezeigten Freibillets veranstalten. Der Werth derselben wurde 1830 auf 1,133,632 Fr. und 1831 auf 1,164,730 Fr. angegeben. Seitdem hat dieser Mißbrauch noch zugenommen. Statt ihm Einhalt zu thun, suchen die Agenten der Behörde, so oft sie können, für sich selbst davon Gebrauch zu machen. Die Theater, besonders die, welche von der Regierung subventionirt werden, müssen ohne triftigen Grund gewisse Logen und Entrées unentgeltlich liefern. Es ist ein Zeichen von Einfluß, von Kredit, ins Theater kommen zu können, ohne zu bezahlen. Logen, die im Interesse des öffentlichen Dienstes hohen Beamten eingeräumt werden, gehen von Hand zu Hand und bieten einer Reihe von Schaulustigen, die jedes amtlichen Charakters entbehren, für nichts die besten Plätze. Man hat die Verluste, die hieraus entspringen, berechnet: sie sind enorm. Der Minister des Innern hat in jedem der fünf königlichen Theater eine Loge täglich; die Polizei-Präfectur und die Präfectur des Departements haben täglich zusammen 13 Logen in den verschiedenen Theatern; die unteren Polizei-Beamten haben gleichwohl noch ihr persönliches Entrée. Zu diesen bleibenden Konzessionen kommen noch die besonderen Gesuche, die zurückzuweisen fast unmöglich ist. Napoleon gestattete dergleichen nicht. Im Jahre 1802 legte man ihm einmal das Verzeichniß der Logen vor, die in der Oper von den konstituirten Behörden eingenommen wurden. Auf dieser Liste standen die drei Konsuln, der Staatssecretair, die Minister des Innern und der Polizei, der Secretair des Ministers des Innern. Napoleon nimmt die Liste und schreibt darunter: „Bon 1. Nivôse ab werden alle Logen bezahlt werden.“ Im Jahre 1807 wurde die Maßregel verallgemeinert durch ein Edikt, in welchem die Worte vorkamen: „Niemand hat das Recht, ein Vergnügen unentgeltlich zu genießen, das der Unternehmer Jedermann verkauft. Die Behörden werden also nur für die Zahl von Individuen, die zu der Erhaltung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit unumgänglich nöthig sind, unentgeltliches Entrée fordern.“

So viele Mißbräuche haben ihre Früchte getragen. Die dramatische Kunst befindet sich in einer gefährlichen Krisis. Der Geschäftsgestir hat bei den Dichtern die Begeisterung des Talents ertödtet. Viele von ihnen sind nach einem glänzenden Anfang immer tiefer herabgestiegen bis zu den untersten Bühnen: dann haben sie das Theater mit dem Feuilleton vertauscht, das ein Spekulant mit Gold bedeckt, und diese Feuilletons wieder in schlechte Dramen zerschnitten. Die guten Schauspieler werden täglich seltener: es geschieht nichts,

um die Abgehenden zu ersetzen. Die Tragödie wäre fast ganz vernachlässigt, wenn nicht Demoiselle Rachel durch den Wettstreit, den sie bei den anderen tragischen Künstlern erregte, durch ihre eigenen Erfolge sie wieder ins Leben gerufen hätte. Die Traditionen, die guten Manieren gerathen in Vergessenheit: die Theater rekrutiren sich fast nur in den unteren Klassen. Der Müßiggang, der Hang zur Verschwendung, der Reiz einer unter den Künstlern nur noch zu häufigen Leichtfertigkeit, die Abneigung gegen den väterlichen Stand entföhren den Werkstätten ohne Nutzen für die Kunst mittelmäßige junge Leute, denen es an Erziehung und oft an jenem Enthusiasmus fehlt, der die Erziehung ersetzen kann. Die Generation jener alten Liebhaber, deren wohlwollende Strenge für die Künstler so kostbar war, ist verschwunden. Statt ihrer herrscht jetzt die wenig aufmerksame, wenig einsichtsvolle Kritik der Journale, die immer nur in übertriebenen Lobsprüchen oder absoluten Verdammungen sich bewegt und die Einen aufgeblasen macht, die Anderen entmuthigt und das wahre Publikum, das sich seinen eignen Empfindungen nicht mehr zu überlassen wagt, betäubt. Daher ist auch dieses von Natur so leichtgläubige, gutmüthige Publikum äußerst mißtrauisch geworden und behandelt die Autoren, wie es von ihnen behandelt worden ist. Es ermüdet schnell und verlangt unaufhörlich nach Neuem, und nachdem es so oft getäuscht worden, hat es sein Vertrauen zu den geachteten Namen unserer Zeit verloren. (R. d. d. M.)

Mannigfaltiges.

— Spanische Kontraste. Während die beiden Königinnen von Spanien ihren Einzug in der Hauptstadt Cataloniens halten und ihr Premier-Minister, General Narvaez, sie mit dem Pomp militärischer Aufzüge und chevaleresker Einholungen umgiebt, herrscht in Barcelona wie im ganzen übrigen Catalonien in Folge eingetretener Handelsstörungen die größte Noth unter der arbeitenden Bevölkerung. Mehrere Fabriken haben ihre Thätigkeit ganz eingestellt, und zwar unter Anderem auch das Haus Ping-Marti, eines der ausgebreitetsten Etablissements in Spanien, das noch vor wenigen Jahren ein Kapital von drei Millionen Thaler hatte. Diejenigen Häuser, die die gegenwärtige Krisis zu übersehen vermochten, haben die Arbeitslöhne herabsetzen und die Zahl ihrer Arbeiter vermindern müssen. Bevor noch die Königinnen in die Bäder von Caldas sich begeben, will ihnen eine Deputation der Arbeiter eine vollständige Uebersicht des unter ihnen herrschenden Nothstandes vorlegen. Es wird dies einen merkwürdigen Kontrast zu dem mittelalterlichen Turnier, das die vornehmen jungen Leute der Königin Isabella in den prachtvollsten Kostümen veranstalten, so wie zu den neuen Uniformen abgeben, in welche General Narvaez die Regimenter gesteckt hat, die die Namen der beiden Königinnen tragen. In der That scheint aber auch, um in Spanien jetzt Minister zu seyn und Ordnung in das Chaos zu bringen, mehr dazu zu gehören, als beurtheilen zu können, ob die Linie eines Bataillons schnurgerade sey, und ob nicht das Regiment der Königin Christine raschere und wirksamere Evolutionen mache als das der Königin Isabella II.

— Quellenforschung. In Frankreich giebt es einen Mann, Namens Fortuné Roux, der sich weit und breit einen Ruf als Quellenbezeichner erworben. Der Mann ist nicht etwa ein Geschichtsforscher oder überhaupt eine wissenschaftliche Autorität, sondern ein einfacher Bauer, der, wie manche Geognosten aus der Oberfläche den inneren Gehalt des Bodens zu beurtheilen vermögen, so auch auf der Stelle anzugeben vermag, wo in den an Quellen nicht sehr reichen Gegenden Wasser anzutreffen, wenn gegraben wird, weshalb er denn auch allgemein le sourceier heißt und wie eine Art Wundermann betrachtet wird. Er behauptet, daß er über den Stellen, wo Wasser zu finden, einen leichten Dunst erkenne, den Niemand sonst wahrnehmen kann. Dies ist wahrscheinlich ein kleiner Betrug, da vielmehr anzunehmen, daß es irgend ein charakteristisches Merkmal des Bodens ist, durch welches sich ihm das Daseyn der Quellen kundgiebt; ein Mitglied der französischen Akademie soll darum auch den Versuch gemacht haben, dem Mann im Interesse der Wissenschaft seine Kunst abzukaufen.

— Neue Zeitschrift in Jassi. Seit dem Anfange dieses Jahres erscheint zu Jassi eine „wissenschaftliche und literarische Zeitschrift“, die diesen Titel führt. Die erste Nummer derselben giebt die Uebersicht des Planes dieser Zeitschrift und bemerkt bei den dasigen Censur-Verhältnissen ausdrücklich: „Unser Gegenstand wird kein politischer seyn; weder auswärtige noch innere Staats-Angelegenheiten sollen besprochen, sondern nur Original-Abhandlungen gegeben werden, die ein wissenschaftliches Interesse haben und die zugleich die rumunische Literatur bereichern können. Das Blatt zerfällt in drei Abtheilungen. Die erste Abtheilung wird Abhandlungen enthalten über Physik, Chemie, Naturgeschichte, Landbau, und Nachrichten über die Entdeckungen und Forschungen der Gelehrten. Die zweite Abtheilung wird National-Oekonomie, rumunische Jurisprudenz und vaterländische Geschichte behandeln. Die dritte Abtheilung endlich wird sich mit der vaterländischen Literatur und mit den Fortschritten derselben in der Moldau, Wallachei und Siebenbürgen beschäftigen.“ Die Redactoren sind M. Kogalniceanu, der in Berlin studirte, P. Baltich in Wien, J. Ghika in Paris, Alexandri, ein sehr beliebter vaterländischer Dichter, und Regruzzi, dergleichen.